

Epidemien als kulturelle Krisen

Beobachtungen, Fragen, Lösungsmöglichkeiten

„Sich verwirrt zu fühlen, ist der Anfang des Wissens.“ (Khalil Gibran)

Epidemien sind keineswegs nur eine Domäne der Medizin. Sie betreffen alle Bereiche einer Gesellschaft und führen nicht selten zu politischen und sozialen Umbrüchen. Wie ein Eisberg haben Epidemien einerseits etwas Sichtbares, hinter dem sich andererseits etwas verbirgt, das nicht direkt der Beobachtung zugänglich ist. Als Phänomene beobachtbar sind das Auftreten und die Ausbreitung der Krankheit sowie der Krankheitsverlauf und die Folgen für die Gesellschaft. Zum Sichtbaren gehören auch medizinische und andere gesellschaftliche Maßnahmen gegen die Verbreitung der Krankheit und zur Behandlung der Betroffenen. Nicht direkt beobachtbar sind Narrative und Kontexte, die sich hinter den Phänomenen verbergen und erst durch eine Analyse zugänglich werden. Dieses Unsichtbare ist für das Verstehen von Epidemien aber von großer Bedeutung.

Epidemien sind mehrdimensionale Ereignisse. Neben Wirtschaft und Gesellschaft bleiben auch Kultur, Religion und Wissenschaft nicht unbeeinflusst bzw. nehmen diese ihrerseits Einfluss auf den Verlauf von Epidemien. Epidemien verändern Kulturen und können zu kulturellen Krisen führen. Kultur bzw. kulturell meint dabei in einer Hinsicht die alltäglichen Lebensformen von Menschen. In diesem Verständnis bezieht sich der Begriff auf all das, wie Menschen zusammenleben, handeln und kommunizieren. Er beinhaltet weiterhin die Art und Weise, wie sie denken, ihre Mitwelt sehen, sie deuten und begreifen. Und er umfasst bewährte Werte und Normen, durch die Menschen sich leiten lassen. Kultur ist in dieser Hinsicht all das, was auch ohne Worte geht, was selbstverständlich im Miteinander der Menschen, im Verstehen von sich selbst und der Welt ist. Tief verankerte Deutungsmuster und Konventionen bilden gewissermaßen eine Logik, die dem Bewusstsein der Menschen aber nicht zugänglich ist. Kultur wird auch nicht „geschlossen“, sondern ist für den Kulturtheoretiker Dirk Baecker – wie die Gesellschaft selbst – ein „Phänomen der Selbstorganisation“, das „sich ausschließlich situativ und damit auch ausschließlich spontan“ immer wieder neu einpendeln kann.

Die Bedeutung von *Kultur* bzw. *kulturell* geht allerdings über die Lebensformen der Menschen im Alltag hinaus und umfasst auch all das, was Menschen durch ihr Handeln und Denken hervorbringen, indem sie die Natur (das Äußere) sowie sich selbst (das Innere) „pflegen“ bzw. bearbeiten. Die Natur bearbeiten Menschen mit Werkzeugen, die sie selbst produzieren. Sich selbst kultivieren sie durch die Produktion von Wissen, Kompetenz und Sinn sowie durch die Beschäftigung mit dem Transzendenten. Als weiterer Bereich des Kulturellen ist schließlich die Pflege der Künste zu nennen. Zusammengefasst kann die Wörter *Kultur* bzw. *kulturell* also die Lebensformen und das Miteinander der Menschen im Sinne von Zivilisation bedeuten; es kann sich auf Artefakte beziehen, die Menschen herstellen; es kann das Denken und Sinnen des Menschen über sich und die Mitwelt sowie die Selbstkultivierung des Menschen bezeichnen – schließlich den gesamten Bereich der Künste meinen.

In Anlehnung an den Begriff des Wissenschaftstheoretikers Peter Finke werden Epidemien im Folgenden als kulturelle Krisen betrachtet. Finke meint mit dem Begriff kulturelle Krise eine „vorgängige“ bzw. „ursächliche“ Krise für andere Krisen, in der

vieles „komplex verschachtelt“ ist und viele verschiedene Ebenen berührt werden. Vor diesem Hintergrund wird die Corona-Krise als Kulminationspunkt gleich mehrerer krisenhafter Entwicklungen beschrieben.

Die Mehrdimensionalität von Epidemien

„Ich bin davon überzeugt, dass eine friedliche Koexistenz mit Viren möglich ist. Erst wir Menschen schaffen die Voraussetzungen für Krankheiten oder tödliche Epidemien.“ (Karin Mölling)

Virusinfektionen und Epidemien stellen zunächst ganz natürliche Vorgänge dar und bilden eine Konstante in der Geschichte der Menschheit. Allerdings gibt es auch menschengemachte Faktoren, die die Entstehung, den Verlauf und die Bewältigung von Epidemien beeinflussen. Die Virologin Karin Mölling bemerkte gleich zu Beginn der Corona-Krise: „Wenn es zu großen Epidemien kommt, dann tragen wir Menschen in aller Regel eine große Mitschuld daran“. Als Stichworte nennt sie u.a. Überbevölkerung, hygienische Verhältnisse und Tiermärkte.

Ein bestimmtes Wissen über Entstehung und Verlauf von Epidemien war bereits in der Antike bekannt. Empedokles (495 – 435 v. Chr.), der als Philosoph und Arzt Berühmtheit erlangte, fasste vor mehr als zweitausend Jahren das Wissen und die Erfahrungen seiner Zeit zusammen und kam zu dem Schluss, dass Krankheit dann entsteht, wenn etwas aus dem Gleichgewicht geraten ist. Heilung bedeutete wiederum Wiederherstellung von Harmonie durch Ausgleich. Überliefert ist, dass Empedokles zur Abwehr von Seuchen ökologische Maßnahmen getroffen hat: durch das Trockenlegen von Sümpfen, den Bau von Süßwasserkanälen und das Aufschütten von Tälern zur Verbesserung der Klimabedingungen (Heike Achner: „Ärzte in der Antike“).

Die Deutung und das Verstehen von Krankheit haben Menschen schon sehr früh in ihrer Geschichte beschäftigt. Bis heute suchen sie nach Ursachen sowie Einflussmöglichkeiten. Dabei stellt sich immer mehr heraus, dass Krankheit nicht nur ein biologisches Phänomen und auf die Biosphäre begrenzt ist. Vielmehr handelt es sich um ein komplexes biopsychosoziales Phänomen, das auch die Sphären des Geistes und der menschlichen Kultur (Noosphäre) sowie der Zeichen, Diskurse und Narrative (Semiosphäre) einschließt.

In der Biosphäre, verstanden als Sphäre des pflanzlichen und tierischen Lebens bzw. des von Lebewesen bewohnten/bewohnbaren Raums der Erde, ist alles miteinander verbunden und der Mensch ist hier als Naturwesen ein Teil des Ganzen. Wie alles Lebende in dieser Sphäre unterliegen auch Menschen den Gesetzen der Natur. Für den menschlichen Körper gilt das Prinzip der Selbstregulation bzw. der Homöostase/Homöodynamik, dessen Wirken ein Fließgleichgewicht sichert. Krankheit kann in dieser Sphäre als Teil der Selbstregulation bzw. als Heilungsversuch gewürdigt werden. Die Natur bringt das, was in ein Ungleichgewicht bzw. in Unordnung geraten ist, wieder in Balance.

Ab einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung greifen Menschen in die Biosphäre ein und versuchen, die Natur durch ihr eigenes Tun für ihre Zwecke zu beeinflussen. Darauf hat der russische Naturforscher W.I. Wernadski (1863-1945) hingewiesen. Er bezeichnete den Raum, in dem dies stattfindet, als Noosphäre, d.h. als Sphäre des Geistes. Diese Sphäre bildet den Teil der Erdoberfläche, in dem menschliche

Kulturen existieren und bewusst Einfluss auf die Mitwelt nehmen. Menschen treiben Ackerbau (*agricultura*), bauen Häuser sowie Werkzeuge und stellen Artefakte her, zu denen auch medizinische Instrumente der Diagnostik und Behandlung gehören. Durch den Versuch, die Biosphäre ihren Zwecken gemäß zu gestalten, greifen Menschen in homöostatische Prozesse ein, wobei sie diese unterstützen oder stören können.

Innerhalb der Noosphäre wirkt eine weitere Sphäre, die der russische Literaturwissenschaftler und Semiotiker J.M. Lotman (1922-1993) als Semiosphäre bezeichnet hat. Gemeint ist damit der Raum der Zeichen. Zur Semiosphäre gehören neben Sprache und Zeichen auch Narrative und Diskurse sowie Bilder und mediale Inszenierungen bzw. all das, wodurch Bedeutungen generiert werden. Die Semiosphäre ist der Raum, der Kooperation, Kommunikation und das Verstehen der Welt möglich macht. Sie umfasst schließlich die Deutung bzw. Bedeutungsgebung von Krankheit und Gesundheit.

Epidemien betreffen jede der drei Sphären, wobei das bewusste Wirken des Menschen in der Noo- und Semiosphäre stattfindet. Für die Bewältigung und Lösung der mit Epidemien verbundenen Probleme entwickeln Menschen bestimmte Praktiken im Bereich der Noosphäre. Mit Hilfe dieser versuchen sie, es besser zu machen als die Natur und greifen damit in die natürlichen Prozesse ein, die dadurch sowohl positiv als auch negativ beeinflusst werden können. Die Art und Weise von Maßnahmen, die Menschen treffen, hängt einerseits von dem jeweiligen wissenschaftlich-technischen und medizinischen Entwicklungsstand sowie andererseits von der Deutung in der Semiosphäre ab, die sich in Narrativen äußert.

Epidemien können zu Schäden auf allen drei Ebenen führen: In der Biosphäre sind Menschen durch Krankheit, Leid und Tod direkt und körperlich betroffen. In der Semiosphäre kann eine Schädigung eher indirekt durch Diskurse und Narrative erfolgen. In der Noosphäre können Schäden durch Bewältigungspraktiken und Artefakte entstehen, die sowohl körperlich als auch geistig wirksam werden. Zu diesen Praktiken und Artefakten gehören u.a. Schutz- und Präventionsmaßnahmen, Behandlung der Symptome durch Medikamente und nicht zuletzt Impfungen, die Infizierungen verhindern bzw. schwere Verläufe vermeiden sollen. Jede Intervention kann zu unbeabsichtigten Nebenwirkungen auf der körperlichen, psychischen und sozialen Ebene führen. Körperliche, psychische und soziale Schäden lassen sich freilich nicht eindeutig voneinander abgrenzen, sie beeinflussen und verstärken sich wechselseitig. Epidemien können daher als komplexe biopsychosoziale Phänomene verstanden werden, die über eine außerordentlich große Sprengkraft für Kultur und Gesellschaft verfügen.

Das Kulturelle: Epidemien zweiter und dritter Ordnung

„Seit über drei Milliarden Jahren gibt es das Bakterio- oder Virozän. Die heimlichen Hauptakteure auf dem Planeten sind Mikroben. Sie umgeben uns, sie bewohnen uns.“ (Eduard Kaeser)

Epidemien bringen zum Ausdruck, dass etwas aus dem Gleichgewicht geraten ist – eine neue Balance wiederherzustellen ist. Dazu ist es erforderlich, die Epidemie sowie die medizinischen und politischen Interventionen sowohl als beobachtbare Phänomene zu erfassen als auch die sich dahinter verbergenden Narrative und Kontexte

zu analysieren. Wie bei einem Eisberg haben wir es bei Epidemien einerseits mit etwas Sichtbarem zu tun, hinter dem sich aber andererseits ein wesentlich größerer Teil des Unsichtbaren befindet. Dieses Unsichtbare ist für das Verstehen und die Lösung einer Epidemie wesentlich und zeigt, dass Epidemien eine Art Kulminationspunkt gleich mehrerer krisenhafter Entwicklungen bilden können, die alle dringend einer Lösung bedürfen.

Epidemien demonstrieren Menschen die Kraft der Natur und zwingen zur Anpassung bzw. zur Herstellung einer neuen Balance. Zur besseren Bewältigung einer Epidemie versuchen Menschen das Geschehen zu deuten und zu verstehen. Sie erinnern sich an frühere vergleichbare Phänomene, beobachten und vergleichen die Wirkung verschiedener Maßnahmen. Nicht zuletzt hören sie die Geschichten der Alten und orientieren sich an Erfahrungen und Deutungsmustern, die sie überzeugen. Narrative entstehen, entwickeln sich und werden verbreitet. Narrative können eine Art Lehrmeister werden, von denen man eine Lektion lernen kann, ohne selber Fehler wiederholen zu müssen.

Was bedeutet der Begriff Narrativ im Kontext von Epidemien? Etwas vereinfacht meint Narrativ eine Sichtweise auf bestimmte Ereignisse bzw. eine Deutung durch ausgewählte *Informationen* in Form von *Texten* und *Bildern* sowie durch *Auslassungen*. Nicht jede Sichtweise ist aber ein Narrativ. Ein Narrativ, verstanden als Erzählung, ist Teil der Semiosphäre, muss mehr oder weniger kohärent und für die Angesprochenen überzeugend sein. Zum gleichen Ereignis können mehrere Narrative entstehen; denn Interessen, grundlegende Werte und Emotionen spielen für die Deutung eine wichtige Rolle. Narrative sind allerdings keineswegs explizite Erzählungen und auch nicht kodifiziert. Sie passen sich vielmehr dem Kontext an, erweitern und verändern sich ständig. Legitimität erwerben sie, wenn es ihnen gelingt, in Situationen der Unsicherheit Orientierung zu geben und sinnstiftend zu sein. Sie entlasten dann sowohl die individuellen als auch die kollektiven Deutungsversuche durch Vereinfachung. Etablieren können sie sich durch Wiederholung und Anpassung an aktuelle Entwicklungen.

In Narrativen der frühen Menschheitsgeschichte erschienen Epidemien als übernatürliche Strafen, die durchlitten werden mussten („Sühne“). Spätere Narrative versuchten vermeintlich Schuldige festzumachen, auf die dann die negativen Gefühle zur Entlastung gerichtet werden konnten („Schuld und Pogrom“). Schließlich entwickeln sich neuere Narrative auf der Grundlage eines naturwissenschaftlichen Weltbilds, das auf der einen Seite Kategorien wie Kausalität und Rationalität beinhaltet, auf der anderen Seite gerade dadurch zu Auslassungen und sogar zu Reduktionismus und Monokausalität tendiert („Maschinenmodell der Medizin“). Einfluss auf Narrative hatten im 19. Jahrhundert die entgegengesetzten Positionen der Wissenschaftler Antoine Béchamp und Louis Pasteur hinsichtlich der Entstehung von Infektionskrankheiten, die unter dem Begriffspaar „Mikrobe vs. Milieu“ in die Medizingeschichte eingegangen sind. Für Pasteur war die Mikrobe bzw. der Erreger für das Entstehen von Krankheit entscheidend, für Béchamp hingegen war das Milieu bzw. der Wirt Hauptursache für die Entstehung von Krankheit. Auch heute hängen Maßnahmen immer noch davon ab, welchem Aspekt das größte Gewicht gegeben wird. Aktuell scheint sich der Mainstream in Wissenschaft, Politik und Medien unter Vernachlässigung des Immunsystems eher auf den Erreger zu fokussieren.

Narrative zu Epidemien sind immer Vereinfachungen und schließen eine systemische Sichtweise meistens aus. Sie nutzen als Wirkmittel sowohl Angst und Hoffnung als auch Schuld und Strafe, so dass negative Gefühle wie Panik, Hilflosigkeit und Wut befördert werden. Narrative können (direkt oder indirekt) Impulse für das Auffinden der Schuldigen („Sündenböcke“) und deren Bestrafung geben. Besonders in krisenhaften Situationen können Narrative selbst infektiös werden und sich epidemisch verbreiten. Informationen sowie Bilder und Texte werden in Situationen höchster emotionaler Erregung (Angst und Panik) toxisch, so dass zu der Epidemie erster Ordnung in der Biosphäre Epidemien zweiter und dritter Ordnung in der Noo- und Semiosphäre hinzutreten. Epidemische Entwicklungen in der soziokulturellen und geistigen Sphäre führen nicht nur zu einer Bewusstseinstrübung und Wahrnehmungsverstörung vieler Menschen, sondern bringen auch Kollateralschäden mit sich.

Epidemien können leicht zu einer tiefgreifenden und komplexen kulturellen Krise werden, in der sich Angst- und Drohnarrative verselbständigen, so dass eine Angstepidemie zu der eigentlichen Epidemie hinzutritt bzw. diese verstärkt. Wird Angst zur treibenden Kraft in einer epidemischen Situation, so werden nicht nur die individuelle und soziale Resilienz geschwächt, sondern auch gemeinsame und auf Konsens orientierte Lösungen erschwert. Das Angstnarrativ wird ideologisch aufgeladen und lässt andere Deutungen nicht mehr zu bzw. tabuisiert alles, was davon abweicht.

Angst- und Drohnarrative können sich leicht verselbständigen und in der Form von Schuld- und Strafnarrativen fatale Folgen haben. Charles Eisenstein beschreibt die Dynamik solcher Prozesse, in denen auf Mitglieder einer Gruppe Schuld projiziert wird bzw. Mitglieder einer Gruppe als Sündenböcke identifiziert werden. An den Mitgliedern dieser Gruppe können Wut, Ohnmachtsgefühle und Angst entladen werden. Die Gemeinschaft wird in der Folge und vereinfacht unterteilt in die „Guten“ und die „Bösen“. Gefühle von Überlegenheit und Zugehörigkeit werden befördert. Die jeweils anderen werden nicht mehr als „richtige“ Menschen (an)erkannt. In einem sich zuspitzenden Klima der gegenseitigen Verleumdung finden auch Unwahrheiten und Übertreibungen einen fruchtbaren Boden – „Führer“ bieten sich an, das Leben der bedrohten Gemeinschaft zu retten und die Schuldigen zu bestrafen. Gewalt kann sich frei entladen, die „Bösen“ können vernichtet werden.

Die Corona-Krise: Kulminationspunkt spätmoderner Krisen?

„Dieses Virus wütet aber nicht in irgendeinem luftleeren Raum, sondern in unserer konkreten Gesellschaft.“ (Bernd Hontschik)

Epidemien im Zeitalter des Anthropozän

Die „Dialektik des Anthropozäns“ besteht darin, „dass sich die Natur umso drastischer von ihrer nur beschränkt kontrollierbaren Seite zeigt, je mehr der Mensch sie seinen Zwecken gemäß unterordnet und zu ‚optimieren‘ versucht.“ (Eduard Kaeser)

Das, was allgemein für Epidemien gilt, trifft auch auf die Corona-Krise zu. Es treten aber einige Besonderheiten hinzu, da es sich um eine Pandemie handelt, die im Zeitalter des Anthropozäns und vor dem Hintergrund der Spätmoderne stattfindet. Möglicherweise ist die Corona-Krise sogar Kulminationspunkt gleich mehrerer Entwicklungskrisen, so dass eine Megakrise mit ungewissem Ausgang nicht auszuschließen ist.

Charles Eisenstein hat den Prozess der Zivilisation als einen Versuch der Menschen beschrieben, immer mehr Kontrolle über die Natur zu gewinnen bzw. aus dem Reich der Natur hervorzutreten, sich selbst zum Schöpfer zu machen. In diesem Prozess separieren sich Menschen von ihrer Mitwelt, die sie entsprechend als bloße Umwelt betrachten und zum Objekt ihrer Tätigkeit machen. Sie entwickeln für diesen Zweck Werkzeuge, Sprache und Wissenschaften sowie schließlich das Geldsystem, das zur beinahe vollständigen Objektivierung der Welt führt: Alles in der Mitwelt wird zum bloßen Objekt, der Mensch steht im Zentrum und wird zum wichtigsten Einflussfaktor fast aller Prozesse.

Der Transhumanismus treibt diese Entwicklung auf die Spitze und beeinflusst nicht unerheblich die Art und Weise medizinischer und politischer Interventionen zur Bewältigung der Pandemie. Die einseitige Orientierung auf Impfstoffentwicklung und die mehr oder weniger völlige Vernachlässigung des natürlichen Immunsystems ist Ausdruck dafür. James Lovelock, der Begründer der Gaia-Hypothese, sieht in diesem Zusammenhang folgerichtig die Ablösung des Anthropozäns durch das Novozän – das Zeitalter der Hyperintelligenz. Der vermeintlich unvollkommene und an den verschiedenen Krisen schuldige Mensch wird zur Rettung von Mutter Erde durch Künstliche Intelligenz optimiert. Der Wissenschaftsforscher Peter Finkbeiner befürchtet allerdings in diesem Zusammenhang, dass die Hyperintelligenz „nichts Eiligeres zu tun haben (werde), als sich rasch der fehleranfälligen Menschen zu entledigen“. Finkbeiner präferiert eine andere Möglichkeit: ein Gaiazän: „Ob es kommt, weiß ich nicht. Das Anthropozän aber sollten wir schnellstmöglich beenden. Es muss die Sanierung der Erde noch einleiten. Zu mehr wird es nicht gebraucht“.

Nicht so pessimistisch ist Eisenstein, der davon ausgeht, dass es dem Menschen gar nicht gelingen kann, sich die Erde untertan zu machen; denn er ist ja selbst Teil der Natur und bleibt den Gesetzen der Natur ausgeliefert. Gerade aus diesem Konflikt – so Eisenstein – resultieren Krisen, die in den letzten Jahren auf die Menschheit zugekommen sind und den Rahmen auch für die Corona-Krise bilden. Der Physiker und Philosoph Eduard Kaeser stellt das Zeitalter des Anthropozäns durch die Corona-Krise sogar in Frage und argumentiert, dass es seit über drei Milliarden Jahren das Bakterio- bzw. Virozän gibt: „Die heimlichen Hauptakteure auf dem Planeten sind Mikroben. Sie umgeben uns, sie bewohnen uns“. Kaeser befürchtet, dass gerade der Klimawandel „gedeihlichere Bedingungen“ für pathogene Viren schafft. Auch der Medizinhistoriker Frank Snowden verortet in der Globalisierung „ideale Entstehungs- und Ausbreitungsbedingungen“ für das Corona-Virus und sieht die Menschheit an einem Scheideweg. Als Muster für das Entstehen von Sars, Vogelgrippe, Ebola und Covid-19 identifiziert er Situationen, in denen Krankheitserreger von Tieren auf Menschen übergehen und fragt: „Wie oft muss es noch passieren, damit wir endlich merken, dass der Mensch aufhören muss, seinen Lebensraum immer weiter auszudehnen?“

Im Folgenden soll nun – ausgehend von der Vorstellung einer grundsätzlichen Mehrdimensionalität von Epidemien – die Corona-Krise im Kontext der wichtigsten Antriebskräfte der Spätmoderne als eine *Syndemie* beschrieben werden, d.h. als ein komplexes Zusammenwirken von verschiedenen Symptomen mit sozialen, ökonomischen und ökologischen Kontextfaktoren. Der unsichtbare Teil des Eisbergs wird dabei sichtbar werden.

Antriebskräfte der Spätmoderne

„100 Millionen von Arbeitslosigkeit bedrohte Menschen in Europa und den USA und drei Milliarden Arme, die zusammen ein geringeres Einkommen haben als die 400 reichsten Familien der Erde, klagen an: die Adepten einer Shareholder-Value-Ökonomie, die keine Werte kennt jenseits von Angebot und Nachfrage, Spekulanten begünstigt und langfristige Investoren behindert.“ (Heiner Geissler, 2004)

Der Soziologe Hartmut Rosa beschreibt als wichtigste Antriebskraft der Spätmoderne den permanenten Drang nach Beschleunigung, Wachstum, Vergrößerung der Reichweite und Kontrolle. Der damit verbundene Steigerungszwang „führt am Ende zu einer problematischen, ja gestörten oder pathologischen Weltbeziehung der Subjekte und der Gesellschaft als ganzer“. Da dieses gestörte Weltverhältnis aber nicht nur Folge des Steigerungszwangs, sondern zugleich dessen Ursache ist, kommt es zu einem sich selbst verstärkenden Problemzirkel mit einer systematischen Eskalationstendenz.

Dieser Problemzirkel bringt eine fortlaufende Ökonomisierung und Globalisierung fast aller Lebensbereiche mit sich. Es entstehen hochkomplexe Systeme mit einem wachsenden Bedürfnis nach Planbarkeit, Sicherheit und Kontrolle. Szientismus und Technisierung sowie Digitalisierung und Künstliche Intelligenz werden funktionalisiert. Alles, was sich nicht ökonomisieren und in Geld bewerten lässt, unterliegt einem Werteverlust. Bildung, zwischenmenschliche Bindungen und Beziehungen sowie Ethik, Moral und Religion hinterlassen allenfalls einen Nachhall. Das Leben wird planbar, durch *Human Enhancement* optimierbar und durch biometrische Überwachung kontrollierbar – freilich auf Kosten der Lebendigkeit. Begriffe wie Datenextraktionskapitalismus, Neurokapitalismus und Transhumanismus bringen diese Entwicklungen zum Ausdruck.

Der Problemzirkel macht auch vor den Bereichen Medizin und Gesundheitswesen nicht halt. Auch sie werden der „Logik der Ökonomie“ unterworfen bzw. Teile des Problemzirkels. Aus dem früheren Gesundheitswesen ist längst eine Gesundheitswirtschaft geworden, die mit ca. 12 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt beiträgt und als Wachstumsbranche gilt. Der Medizinhistoriker Paul Unschuld hat in seinem Buch „Ware Gesundheit“ die wachsende Ökonomisierung des Gesundheitswesens bereits als das „Ende der klassischen Medizin“ dokumentiert. Er geht von der These aus, „dass erstmals in der Geschichte Krankheit in der Bevölkerung rein ökonomisch betrachtet positive Auswirkungen für die Entwicklung der Volkswirtschaft haben kann“. Vor diesem Hintergrund werden Kranke zur Ressource und Gesundheit wird zur Ware.

Der Philosoph Ivan Illich hat vor ca. 50 Jahren neben dem Drang nach Ökonomisierung der Medizin zwei weitere wichtige Veränderungen des Gesundheitswesens beschrieben: die Entkulturalisierung und Technisierung der Medizin einerseits sowie die fortschreitende Medikalisierung des Lebens andererseits. Er hat die These aufgestellt, dass Medizin in westlichen Gesellschaften zu einer „Medizintechnokratie“ entartet und sogar Hemmnis für ein gesundes Leben geworden ist. Diese Medizintechnokratie untergräbt die hygienische Funktion traditioneller Kulturen und behindert eigentlich alles, was Menschen in die Achtsamkeit und Selbstwirksamkeit bringen sowie ihnen Deutungs- und Verhaltensmuster für eine sinnvolle Bewältigung von Leid bieten könnte.

Die von Illich beschriebenen Tendenzen gewinnen insbesondere durch die Digitalisierung und den Transhumanismus weiter an Dynamik. Dabei treffen die Versuche, das Gesundheitswesen zu ökonomisieren und zu entkulturalisieren, innerhalb eines Teils der Medizin sogar auf einen fruchtbaren Boden. Denn ein wichtiger Teil der modernen Medizin orientiert sich noch immer nicht an dem biopsychosozialen Krankheitsmodell, sondern geht von einem reduktionistisch-mechanistischen Menschenbild und Wissenschaftsverständnis aus. Menschen werden als komplexe Maschinen betrachtet, deren Defekte repariert werden können, wenn man nur genug Wissen hat und über geeignete technische Mittel verfügt, es besser als die Natur zu machen. Die Logik der Ökonomie und die technische Machbarkeit ergänzen sich hier und führen zu einer grundlegenden Transformation im Gesundheitswesen. Es entstehen hochkomplexe Systeme, die fast alles überwachen und optimieren sollen. Gleichzeitig wird dem natürlichen Immunsystem des Menschen als Teil seiner Selbstregulation und Selbstwirksamkeit fast keine Funktion mehr zugesprochen. Alles wird technisch und ökonomisch reguliert, bekommt einen Geldwert und wird perfektioniert.

Der Prozess der Ökonomisierung der Medizin hat freilich eine Schattenseite; denn der oben beschriebene Problemzirkel von Hartmut Rosa kann sich nun auch innerhalb der Medizin entfalten. Es kommt zu Übertreibungen in Diagnostik und Therapie, die Menschen schaden und dadurch gleichzeitig wieder behandlungsbedürftig werden lassen. Vor diesem Hintergrund veröffentlichte der britische Gastroenterologe Seamus O'Mahony 2019 – noch vor der Corona-Krise – ein Buch mit dem Titel: „Can Medicine be cured? The Corruption of a Profession“. Darin argumentiert er, dass die moderne Medizin zu einer „industrialisierten Kultur des Exzesses“ und einer Bedrohung der Gesundheit geworden ist. Fast parallel, im März 2019, mahnte in Deutschland Ferdinand Gerlach, der Leiter des Sachverständigenrates zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen, dass Patienten vor „zu viel und falscher Medizin“ geschützt werden müssen. Er warnte vor Überversorgung und Übertherapie, durch die Patienten Leid zugefügt werden kann. Im September 2019 folgt ein öffentlicher ärztlicher Appell unter dem Motto „Rettet die Medizin“. Die Verfasser sehen es als fahrlässig an, Kliniken und damit auch die Patienten „den Gesetzen des freien Marktes zu überlassen“.

Seamus O'Mahony beantwortete übrigens die Frage, ob die Medizin noch zu retten ist, mit dem Hinweis, dass eine Heilung der Medizin nur noch durch „strukturelle Gewalt“ möglich sei: Z.B. durch einen wirtschaftlichen Kollaps oder durch eine nicht mehr zu beherrschende Pandemie. Daraus ergibt sich die interessante Frage, ob die gegenwärtige Corona-Krise die Dramatik des Problemzirkels der Beschleunigung sowohl allgemein für Gesellschaft und Wirtschaft als auch im Besonderen für die Medizin und das Gesundheitswesen aufzeigen wird und nachhaltige Lösungen eingefordert werden. Corona könnte in dieser Hinsicht eine Chance bieten.

Das Zeitalter der Immunität

„Immunität gibt somit ein Versprechen auf Sicherheit und Sorglosigkeit. Sie suggeriert die Planbarkeit sowohl persönlichen Gesundheitsverhaltens als auch allgemeiner Gesundheitsverhältnisse.“ (Malte Thießen)

Im Vergleich zu früheren Epidemien gehört zu den Besonderheiten der gegenwärtigen Pandemie neben den bereits genannten allgemeinen Antriebskräften der Spätmoderne und den Merkmalen der modernen Medizin ein weiterer wichtiger Punkt. In

medizinischer Hinsicht ist in der Spätmoderne – so der Medizinhistoriker Malte Thießen – ein Umstand von besonderer Bedeutung: Immunität ist etwas ganz Normales bzw. eine Art Lebensgefühl geworden. Spätmoderne Gesellschaften unterscheiden sich gerade in dieser Hinsicht von dem Leben in früheren Zeiten: sie sind „immunisierte Gesellschaften“ und werden damit ihrem allgemeinen Kontroll- und Sicherheitsbedürfnis gerecht. Immunität ist mit dem allgemeinen Lebensgefühl der Spätmoderne eng verbunden.

Thießen beschreibt in seinem Buch „Immunisierte Gesellschaft“, dass künstliche Immunität, d.h. Immunität durch Impfungen, als eine Art „Versprechen auf Sicherheit und Sorglosigkeit“ verstanden werden kann und dem Einzelnen sowie der Allgemeinheit die Planbarkeit des Lebens suggeriert. Immunität bietet dabei nicht nur Schutz vor Krankheit, sondern sie lässt auch „zuvor allgegenwärtige Ängste verschwinden“. Treten im Zeitalter der Immunität dennoch Viruserkrankungen in Erscheinung, die zunächst nicht kontrollierbar sind, so wird dieser Umstand als „eine Beleidigung unseres alltäglichen Verständnisses des modernen Lebens“ (Thießen) wahrgenommen. Gleichzeitig entsteht das Bedürfnis, die verlorenen Kontroll- und Sicherheitsmöglichkeiten wieder zurückzugewinnen. Die einzige Lösung, die das System der Spätmoderne nun kennt, ist die Entwicklung und Verabreichung von Impfstoffen. Die Vernachlässigung von Prävention (durch Stärkung des Immunsystems) und der Erforschung der „stillen Feiung“ bzw. natürlichen Immunisierung zu Gunsten künstlicher Immunisierung setzt den Problemzirkel freilich erneut in Gang.

Befrieden Impfungen einerseits bestimmte Sicherheitsbedürfnisse, so bergen sie andererseits Risiken für jeden Einzelnen. Malte Thießen weist darauf hin, dass „Nebenwirkungen und ‚Impfschäden‘ schon lange vor der Corona-Krise Fragen nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft“ aufwerfen. Die Kernfrage dabei scheint zu sein, ob der Schutz der Gesellschaft oder die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen wichtiger ist. Der historische Überblick von Thießen über die Diskurse zum Impfen zeigt, dass Fragen nach Sinn und möglichen Grenzen des Impfens keineswegs rein medizinisch zu beantworten sind. Eine Antwort hängt vielmehr eng mit politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Aspekten zusammen.

Ein Blick in die Medizingeschichte offenbart zunächst die Verquickung von Impfungen mit Bestrebungen des Staates zum Schutz des „Volkskörpers“ sowie der Sicherstellung gesunder Arbeitskräfte und Soldaten. War das Impfen zunächst eine staatliche Angelegenheit, so begann mit dem Nationalsozialismus der Prozess der Ökonomisierung bzw. Vermarktlichung, der dazu führte, dass Unternehmen mehr Einfluss erhielten. Spätestens mit der Entstehung des Gesundheitsmarktes in den 1970er Jahren ist das Impfen zu einem außerordentlich wichtigen Bereich eines mächtigen medizinisch-industriellen Komplexes geworden und entsprechend den Marktgesetzen unterstellt. Immunität ist damit auch ein lukratives Geschäft geworden.

Pandemie oder Syndemie?

„COVID-19 ist keine Pandemie. Es handelt sich um eine Syndemie. Die syndemische Natur der Bedrohung, mit der wir konfrontiert sind, bedeutet, dass ein differenzierterer Ansatz erforderlich ist, wenn wir die Gesundheit unserer Gemeinschaften schützen wollen.“ (Richard Horton)

Ausgehend von den Antriebskräften einer spätmodernen Gesellschaft im Allgemeinen sowie den Charakteristika spätmoderner Gesundheitssysteme und den damit

verbundenen biomedizinischen Betrachtungsweisen von Krankheit im Besonderen wundert es nicht, dass wichtige Akteure in der Corona-Krise bestimmte Blickwinkel und Maßnahmen für eine Lösung der Krise präferieren und andere erst gar nicht in Betracht gezogen werden. Die hauptsächliche Aufmerksamkeit richtete sich von Beginn an auf die Erforschung des Virus und die Isolierung von COVID-19 als eigenständige Krankheit, auf die Analyse der Wege der Verbreitung des Virus und Möglichkeiten der Kontrolle sowie die Entwicklung von Impfstoffen. Nur wenig Beachtung fanden soziale Kontextfaktoren im Hinblick auf die Übertragung des Virus und den Krankheitsverlauf im Falle einer Infizierung – von der Berücksichtigung des Immunsystems sowohl des Einzelnen als auch der Gesellschaft insgesamt ganz zu schweigen. Durch diese Einseitigkeiten konnten bestimmte Zusammenhänge nicht erkannt werden, die für die Bewältigung der Krise aber eine wichtige Rolle spielen.

In dieser Hinsicht ist der Begriff *Syndemie* wichtig, da er davon ausgeht, dass bei Infektionskrankheiten sowohl bestimmte soziale Determinanten (sozialer Status, Lebensverhältnisse und Lebensstil) eine Rolle für die Schwere des Verlaufs spielen als auch weitere chronische und oftmals lebensstilbedingte Vorerkrankungen, so dass sich Symptome und Krankheiten gegenseitig verstärken können. Mit dem Begriff „soziale Determinanten“ sind in diesem Zusammenhang nicht die politischen Maßnahmen während der Pandemie gemeint, wie Social distancing, AHA-Maßnahmen, Lockdown etc., die allerdings ebenfalls Menschen in Abhängigkeit von den sozialen Determinanten unterschiedlich treffen.

Der Hinweis, dass COVID-19 keine Pandemie, sondern eine Syndemie ist, ist vor allem Richard Horton zu verdanken, dem Chefredakteur von *The Lancet*. Horton wies im Herbst 2020 kritisch darauf hin, dass sich die bisherigen Maßnahmen hauptsächlich darauf richteten, „die Übertragungswege des Virus zu unterbrechen und so die Ausbreitung des Erregers zu kontrollieren“. Doch die Erfahrungen zeigen – so Horton –, dass die Geschichte von COVID-19 nicht so einfach ist. Ein Umdenken sei erforderlich und durch den Begriff Syndemie möglich.

Geprägt hat den Begriff Syndemie in den 1990er Jahren der amerikanische Medizinanthropologe Merrill Singer im Kontext der AIDS-Forschung. Anders als das biomedizinische Modell (von Krankheit), das sich reduktionistisch auf einzelne Krankheiten orientiert, richtet das syndemische Modell die Aufmerksamkeit auf die Gesamtheit biopsychosozialer Faktoren sowie auf negative Auswirkungen der Interaktion parallel auftretender oder aufeinander folgenden Krankheiten, die Symptome fördern und verstärken können. Singer stellte damit „das herkömmliche historische Verständnis von Krankheiten als eigenständige, von anderen Krankheiten getrennte und von den sozialen Kontexten, in denen sie vorkommen, unabhängige Wesenheiten“ in Frage. Alle Faktoren wirken – so Singer – in vielfältiger und folgenreicher Weise synergetisch zusammen. Syndemien entwickeln sich im Zusammenhang mit Risikofaktoren, die durch Armut, Stress sowie strukturelle Gewalt bedingt sind.

Für Horton ist die wichtigste Konsequenz aus der Betrachtung von COVID-19 als Syndemie die Betonung der sozialen Ursachen und der Bedeutung chronischer Krankheiten, die ständig zunehmen. Er weist darauf hin, dass die Bekämpfung von COVID-19 auch bedeuten muss, „sich mit Bluthochdruck, Fettleibigkeit, Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, chronischen Atemwegserkrankungen und Krebs zu befassen“.

Gleich zu Beginn der Corona-Krise im März 2020 hatte die Gesundheitswissenschaftlerin Clare Herrick in der Zeitschrift *Somatosphere* auf den syndemischen Charakter der Pandemie hingewiesen und wichtige Risikofaktoren für einen schweren Verlauf genannt. Sie wies gleichzeitig darauf hin, dass diese Risikofaktoren im Kontext bestimmter politischer und gesellschaftlicher Bedingungen entstanden sind und mahnte, dass durch den weltweiten Anstieg dieser chronischen Erkrankungen „auch unsere kollektive Anfälligkeit für übertragbare Krankheiten zunimmt“. Die Aufmerksamkeit auf den syndemischen Charakter dieser Pandemie zu lenken, ist – so Herrick – von entscheidender Bedeutung, um sicherzustellen, dass sogenannte Vorerkrankungen nicht nur als Hintergrund oder Rechtfertigungskategorie dienen, vor der die COVID-19-Mortalität dokumentiert wird, sondern als synergetische Komponente des Krankheitsverlaufs selbst verstanden werden.

Der Begriff Syndemie spielt mittlerweile auch in der deutschsprachigen Literatur eine Rolle. So heißt es in einem Überblicksartikel in *Upstream – der Sozialmedizin-Newsletter*: „Bei COVID-19 wirken eine Infektionskrankheit, Vorerkrankungen und soziale Determinanten zusammen“. Dieter Müller von *medico international* präferiert den Begriff Syndemie vor dem Hintergrund, dass das Risiko, an dem Coronavirus zu sterben, sowohl weltweit als auch innerhalb der Gesellschaften je nach Region und sozialer Lage sehr unterschiedlich ist: „Es ist ein Ungleichheitsvirus, das bestehende Ungleichheiten aufdeckt und verstärkt“. Die Covid-19-Pandemie löst daher – so Müller – weitere Pandemien aus: Pandemien der Angst, der Gewalt, des Hungers, der Armut und viele mehr.

Da der Begriff Syndemie auf die Zusammenhänge und Wechselwirkungen multipler und sich gegenseitig verstärkender Pandemie-bedingter Krisen hinweist, folgt für Müller, „dass ein biomedizinischer Ansatz allein, der sich auf die Krankheit und die Behandlung von Erkrankten konzentriert, nicht zielführend sein kann. Covid-19 als Syndemie zu verstehen heißt vielmehr, die sozioökonomischen Determinanten der Pandemie und ihrer Folgen anzuerkennen. In der Konsequenz müssen Politik und Programme anders ausgerichtet werden. Denn nur mit Impfstoffen lassen sich die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten nicht überwinden“. Zum besseren Verständnis von COVID-19 und auch zur besseren Prävention und Therapie ist also ein syndemischer Ansatz erforderlich, der weit über die bloße Kontrolle der Verbreitung des Virus und die Behandlung von erkrankten Patienten hinausgeht und nachhaltige Lösungen ermöglicht.

Narrative und ihre Wirkung

„In einer Situation, in der wir bis heute das meiste nicht wissen und täglich mit neuen Fragen konfrontiert sind – die sich aus immer mehr Daten ergeben – meinen einige tatsächlich, uneingeschränkt recht haben zu können.“ (Jürgen Windeler)

Der Begriff Syndemie und die damit verbundene Sichtweise sind (noch) nicht hinreichend im öffentlichen Diskurs verankert. Ein Grund dafür mag u.a. darin bestehen, dass dieses neue Konzept die Antriebskräfte spätmoderner Gesellschaften kritisch hinterfragt und mit den Ökonomisierungstendenzen des Gesundheitswesens sowie dem Maschinenmodell der Biomedizin nicht kompatibel sind. Es widerspricht dem durch Medien und Politik weit verbreiteten medizinisch-pharmakologischen Narrativ in wichtigen Punkten. Dieses Narrativ scheint gegenwärtig aber leider den Rahmen

für Diskurse zu setzen und grenzt abweichende Deutungsmuster als Verschwörungserzählungen aus.

An dieser Stelle stellt sich die Frage, wie ein Narrativ überhaupt eine solche Macht erhalten und sich durchsetzen kann. Es handelt sich ja nicht um eine explizite und angeordnete Erzählung, die an einer bestimmten Stelle nachzulesen wäre. Vielmehr handelt es sich um Fragmente ausgewählter sowie durch Sprache und Bilder „geframer“ Inhalte. Diese geben Impulse, wie man etwas deuten kann – ohne dass dies direkt „gesagt“ werden muss. Ein Narrativ ist in dieser Hinsicht so etwas wie eine Geschichte, die sich von selbst erzählt bzw. vom Rezipienten weitererzählt werden kann. Im Prozess der Verbreitung erhält ein Narrativ ständig neue Impulse, erweitert sich und passt sich an, so dass schließlich ein festes Deutungsmuster und eine „große“ sinnstiftende Erzählung entstehen können. Narrative sind daher insbesondere in Krisenzeiten und in Situationen großer Unsicherheit notwendig und wichtig.

Was die Corona-Krise betrifft, so ist der Ausgangspunkt für jedwedes sich darauf beziehende Narrativ zunächst die Beobachtung einer gehäuft auftretenden Erkrankung, für die eine Verbindung zu einem unbekanntem Erreger vermutet wird. Solides Wissen über das Virus und über seine Herkunft, über mögliche Übertragungswege, Krankheitsverläufe und Behandlungsmöglichkeiten ist zu Beginn nur begrenzt verfügbar. Erste Deutungen kommen sowohl aus der Medizin als auch aus den Medien und der Politik. Menschen fühlen sich bedroht und suchen nach Erklärungen und Lösungen.

Dass in Situationen zunehmender Unsicherheit und gefühlter Bedrohung auch solche Narrative entstehen und sich verbreiten, die zur Erklärung auf mögliche Verschwörer und Verschwörungen im Hintergrund referieren, ist keineswegs verwunderlich. Solche Narrative sind vielmehr der Versuch, wieder zu verstehen, was passiert sowie warum etwas passiert und wie es sich weiterentwickeln wird. Befördert werden solche Versuche durch eine nicht transparente Politik, die an Stelle von Kooperation mit der Bevölkerung auf autoritäre Maßnahmen setzt sowie kritische Positionen in Medien und in der Öffentlichkeit ausgrenzt bzw. zu verhindern versucht. Auf in diesem Zusammenhang entstehende sogenannte „Verschwörungserzählungen“ soll hier aber nicht weiter eingegangen werden. Vielmehr soll gezeigt werden, dass sich solche „Verschwörungserzählungen“, die den Schwerpunkt auf Angst und Schuld richten, im Hinblick auf ihre grundlegende narrative Struktur und Wirkung gar nicht so sehr von dem in Politik und Medien verbreiteten medizinisch-pharmakologischen Narrativ unterscheiden. Ein alternatives Narrativ ist aber jenseits solcher „Verschwörungserzählungen“ und dem medizinisch-pharmakologischen Narrativ möglich und wird hier auch kurz skizziert.

Das dominante medizinisch-pharmakologische Narrativ einerseits und die von Verschwörungen ausgehenden sowie auf Angst und Schuld gerichteten Narrative andererseits zeichnen sich durch drei gemeinsame Strukturelemente aus, die jeweils ein Teilnarrativ bilden. Das erste Teilnarrativ ist das Angst- und Drohnarrativ: Es nennt Ursachen für die Unsicherheit und führt sie auf etwas bzw. jemanden zurück, das identifiziert werden kann. Die gefühlte Bedrohung wird bestätigt und verstärkt. Das zweite Teilnarrativ ist Hoffnung: Es zeigt auf, dass es einen Ausweg bzw. eine Lösung aus Unsicherheit und Bedrohung gibt. Allerdings unter der Bedingung, dass das angebotene Heilversprechen angenommen wird und Mitwirkung erfolgt. Das dritte Teilnarrativ fügt die Komponente Schuld hinzu: Es identifiziert Schuldige und

projiziert mögliches Eigenversagen auf Sündenböcke. An diesen Sündenböcken können sich Angst, Ohnmachtsgefühle und Frustration entladen. Falls es im Ergebnis noch immer keine Lösung gibt, so wird der Prozess wiederholt.

Angewendet auf das medizinisch-pharmakologische Narrativ kann das Teilnarrativ Angst und Drohung wie folgt beschrieben werden: Als Problem wird ein neues (außerordentlich gefährliches) Virus identifiziert, das die Menschheit bedroht. Da wirksame Behandlungsmethoden fehlen, kann die Ausbreitung des Virus „unkontrolliert“ zu einer Überforderung der medizinischen Versorgung und zu chaotischen Zuständen führen. Die ursprüngliche Angst in einer unklaren Situation wird verstärkt durch Angst vor dem Virus und eine Ansteckung sowie durch Angst vor den Folgen einer Überlastung des Gesundheitssystems (Triage etc.). Ein *Lockdown* wird in dieser Situation als „alternativlos“ und das „kleinere Übel“ dargestellt. Kritiker werden als *Verschwörungstheoretiker* etc. ausgegrenzt

Entlastung bzw. Hoffnung bringt das zweite Teilnarrativ, das hier auch als Impfnarrativ bezeichnet werden kann. Inhalt dieses Narrativs sind der Glaube und die Hoffnung, dass ein wirksamer Impfstoff entwickelt bzw. zur Verfügung gestellt und die Gefahr damit gebannt werden kann. Wissenschaftler und Experten sind in diesem Narrativ die Helden, die in einem heroischen Akt den Impfstoff verfügbar machen und das „Heil“ durch die Impfung verkünden. Sie erhalten Macht und den Status von Machern. Alle anderen bleiben machtlos und können nur hoffen bzw. abwarten. Mit der Verfügbarkeit des Impfstoffs bzw. der Verimpfung ist die Gefahr gebannt – alles kann wieder so weitergehen wie vor dem Virus.

Lösen das Hoffnungs- bzw. Impfnarrativ (noch) nicht in zufriedenstellender Weise ihr Versprechen ein, so liefert das dritte Teilnarrativ, das die Komponente Schuld einbezieht, eine Erklärung für das Versagen. Auf der einen Seite kann dazu das Virus selbst „verantwortlich“ werden, da es mutiert und ein ständiger Wettlauf gewonnen werden muss. Auf der anderen Seite kann das Versagen der politischen und medizinischen Akteure auf Sündenböcke projiziert werden, die sprachlich markiert und sodann ausgegrenzt werden. Negative Gefühle können sich an ihnen entladen, ein Weiterdenken und -machen im Rahmen des Narrativs gesichert werden.

Ein kritischer Blick auf die Wirkung des medizinisch-pharmakologischen Narrativs zeigt, dass es Menschen vor allem Angst macht und mit Drohungen arbeitet. Es führt in der Folge zu Ohnmachtsgefühlen, verhindert Selbstwirksamkeit und erzeugt negative Gefühle, die auf Sündenböcke gerichtet werden können. Es handelt sich daher um ein Narrativ, das weder die Resilienz eines jeden Einzelnen fördert, noch den Zusammenhalt der Gesellschaft sichert. Es forciert im Gegenteil die Spaltung der Gesellschaft und gefährdet das friedliche Miteinander.

Die Brisanz dieses Narrativs zeigt sich, wenn man es im Kontext der Antriebskräfte der Spätmoderne und mit Blick auf das Selbstverständnis spätmoderner Medizin und Gesundheitsversorgung sieht. Es dient Interessen eines Systems, in dem die Gesundheit von Menschen und der Mitwelt dem Prinzip der Gewinnmaximierung untergeordnet ist. Dieses System ist aber selbst die Ursache der krisenhaften Entwicklungen und kann auf der Grundlage seiner eigenen Logik keine nachhaltigen Lösungen hervorbringen.

Es stellt sich die Frage, ob es ein alternatives Narrativ gibt, das ohne Angst, Drohung

und ohne Schuldzuweisung auskommt sowie nachhaltige Lösungen ermöglicht. Einem solchen Narrativ könnte man den Namen systemisch-salutogen geben, da es das Ganze, Kontexte und Zusammenhänge berücksichtigen sowie auf Ressourcen orientieren würde, die Gesundheit und Lösungen fördern. Dieses Narrativ unterscheidet sich schon auf der Ebene der Problembeschreibung von dem medizinisch-pharmakologischen Narrativ. Es anerkennt, dass der Kontakt mit einem neuen Virus, über das wir noch wenig wissen, Leben und Gesundheit von Menschen bedrohen kann. Aber es klammert auch nicht aus, dass die Viren nicht an sich das Problem sind, sondern die Störung der Ökologie durch den Menschen. Es hebt also hervor, dass das Problem menschengemacht ist. Die Problembeschreibung dieses Narrativs geht weiter von einem syndemischen Verständnis von Viruserkrankungen aus und richtet die Aufmerksamkeit daher auch auf soziale Determinanten, auf das Milieu und den Kontext.

Das systemisch-salutogene Narrativ braucht in seiner weder die Strukturelemente Angst und Drohung noch das Strukturelement Schuld. Es geht vielmehr von einer grundsätzlichen Haltung der Hoffnung aus und appelliert an Achtsamkeit, Verantwortung und Vertrauen. Ökologisches Gleichgewicht und ein natürliches Immunsystem werden in diesem Narrativ als nachhaltige Lösungen aufgezeigt. Es möchte die Umstände, die die Pandemie verursacht haben, nachhaltig heilen. Individuelle und gesellschaftliche Resilienz sowie das globale Immunsystem (Mutter Erde) können – so dieses Narrativ – wie „Medikamente“ und „Impfungen“ ohne Risiken und Nebenwirkungen wirken.

Eine wichtige Wirkung des systemisch-salutogenen Narrativs besteht darin, dass es zu einem Abbau von Angst und Ohnmachtsgefühlen beiträgt und Menschen in ihrer Selbstwirksamkeit stärkt. Es reduziert Lösungen nicht auf Impfungen und andere pharmazeutische Produkte, sondern mahnt, dass es auch in einer Zeit „nach Corona“ nicht so weitergehen kann wie vor Corona. Denn die Antriebskräfte der Spätmoderne und sein medizinisch-industrieller Komplex werden immer wieder zu vergleichbaren Krisen führen, wenn die Lektion aus der jetzigen Krise nicht wirklich gelernt wird.

Strukturelle und kulturelle Gewalt

„Während Tiere ihre Gruppen oder Herden unmittelbar durch körperliche Angriffe abschotten, greifen Menschen zunächst »nur« zum Wort, das jedoch tiefere Wunden schlagen kann, auf jeden Fall aber den späteren Einsatz physischer Gewalt erleichtert.“ (Horst Dieter Schlosser).

Narrative werden hörbar und sichtbar durch Kommunikation und Sprache. Vermittelt werden sie über *Framing* in den Medien. Wirkmächtig können sie durch *strukturelle Gewalt* seitens des Staates und der Gesellschaft werden. Haben sich Narrative in den Köpfen der Menschen erst einmal festgesetzt, so bestimmen sie, mit wem wir überhaupt sprechen und ein Gespräch führen wollen, ob wir zuhören oder in eine Haltung der Diskursverweigerung gehen. Da festsitzende Narrative Deutungsmuster sind, können sie auch wie Filter wirken. Bestimmte Reizthemen und -wörter führen mehr oder weniger automatisch zu festgelegten Reaktionen – unabhängig davon, um wen es sich handelt und wie unser persönliches Verhältnis zu dieser Person ist, die mit uns kommuniziert. Spaltungen und Unfrieden, die auch vor Familien und Beziehungen nicht Halt machen, können so erklärt werden.

Jürgen Windeler, Leiter des Instituts für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG), hat bereits im Oktober 2020 beklagt, dass die Diskussionskultur in Deutschland derzeit vehement abnimmt und kritische Fragen und Positionen immer häufiger als eine Form von Häresie betrachtet werden. Inhaltsorientierte Kommunikation wird immer häufiger durch affektorientierte Kommunikation abgelöst. In Konfliktsituationen werden bestimmte Personen, die von dem herrschenden Narrativ abweichen, als Projektionsflächen benutzt und nicht selten von Diskursen ausgeschlossen. Diskursmöglichkeiten verengen sich und Algorithmen im Internet tragen dazu bei, dass es schließlich nur noch abgeschottete Diskurse gibt – ein Perspektivenwechsel gar nicht mehr möglich ist. Nicht unerheblich dürfte auch die Angst sein, dass man bei abweichender Meinung „bestraft“ bzw. aus einer Gemeinschaft ausgeschlossen oder „gebrandmarkt“ werden kann. Ein Beleg dafür sind die Ergebnisse einer Allensbach-Umfrage, die im Juni 2021 veröffentlicht wurde. Demnach sieht die Mehrheit der Befragten die Meinungsfreiheit in Gefahr; nur 45 Prozent sind der Meinung, dass sie die politische Meinung frei äußern können. Es ist der niedrigste Wert in einer solchen Umfrage seit 1953.

Da es sich im Kontext von Corona um emotional aufgeladene Themen handelt, führen (meist ungewollte) Begegnungen mit Andersdenkenden relativ rasch zu verbalen Eskalationen, die nicht selten mit einem Kommunikationsbruch enden. In solchen Situationen können Narrative als potenziell gewalttätig bezeichnet werden. Insbesondere trifft dies zu, wenn Narrative andere Menschen pathologisieren und schließlich sogar entmenschlichen. Charles Eisenstein hat als Beispiel dafür Berichte auf Instagram über Impfschäden genannt. Da Berichte über Impfschäden das dominante Narrativ in Frage stellen, waren Hasskommentare die Folge, die in der Forderung gipfelten, man müsse „solchen“ Menschen die Kinder wegnehmen. Instagram entfernte als Reaktion die „anstößigen“ Berichte über Impfschäden. Ähnliche Überspitzungen lassen sich aber ebenfalls auf der Seite der sogenannten „Skeptiker“ belegen, die ihrerseits Vertreter einer anderen Position abstempeln und entmenschlichen. Eisenstein sieht daher eine „Krise des Wortes“ sogar als bedrohlicher als die Pandemie selbst.

Die Folgen solcher Zuspitzungen in der Kommunikation sind derzeit nicht absehbar, aber es sollte deutlich geworden sein, dass eine subtile Form der Gewalt bereits mitschwingt. Neben direkter Gewalt unterscheidet der Friedensforscher Johan Galtung noch zwischen struktureller und kultureller Gewalt. Strukturelle Gewalt wirkt – so Galtung – nicht direkt und ist auch nicht sichtbar, durch die Betroffenen aber durchaus spürbar. Sie wirkt nicht personal, sondern implizit und durch Strukturen. Kulturelle Gewalt meint die Legitimation von direkter oder struktureller Gewalt und erfolgt ebenfalls nicht direkt. Interessanterweise reduziert auch die Weltgesundheitsorganisation das Konzept Gewalt keineswegs auf direkte und körperliche Gewalt, sondern definiert Gewalt als den absichtlichen „Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichen Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, die entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklungen führt“. Auf der Grundlage dieser Definition der WHO wird deutlich, dass Gewalt in der gegenwärtigen Corona-Krise bereits ein nicht unwichtiger Stellenwert zukommt.

Risiken und Gefahren

„Ich glaube, das Virus hat uns an eine Zeitwende gebracht. Beides ist jetzt möglich, das Strahlende und das Schreckliche.“ (Ferdinand von Schirach)

Entscheidend für den weiteren Verlauf bzw. für den Ausgang der Corona-Krise wird es sein, ob sich aus dem Angst- und Drohnarrativ ein Schuldarrativ entwickeln wird. Ein solches würde die Spaltung der Gesellschaft weiter vertiefen und könnte den Anstoß für die „Jagd“ auf die vermeintlichen Sündenböcke geben. Nicht ungefährlich ist in dieser Hinsicht bereits die verbale Kennzeichnung von Menschen nach nur einem Merkmal (geimpft vs. ungeimpft). Dies ist nicht nur ein Fall von Diskriminierung, sondern stellt einen Akt struktureller bzw. kultureller Gewalt dar. Es ist ein erster Schritt zu einer Apartheid und kann, ob intendiert oder nicht, zur Entwicklung einer Pogromstimmung beitragen, die sehr schnell außer Kontrolle geraten kann. Angst, Panik und Hysterie tragen aber nicht zu nachhaltigen Lösungen bei, sondern sie schwächen vielmehr die individuelle und auch die soziale Resilienz in einer pandemischen Situation. Das medizinisch-pharmakologische Narrativ kann somit durch seine Strukturelemente Angst, Drohung und Schuld nicht nur als ein Herrschaftsinstrument entlarvt werden, sondern muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass es sogar die Probleme verstärkt, die es eigentlich zu lösen angetreten ist. Dieses Narrativ ist selbst zu einem pathogenen Mechanismus geworden.

Ist die Corona-Krise einerseits Ausdruck der Antriebskräfte der Spätmoderne und in ihrer Destruktivität dadurch gar nicht zu unterschätzen, so verstärkt sie andererseits bereits bestehende Krisen, führt zu gewaltigen Kollateralschäden und löst neue Krisen aus. Corona ist somit Symptom einer komplexen Systemkrise und Kulminationspunkt spätmoderner Krisen. Es kann daher keineswegs ausgeschlossen werden, dass wir es mit einer Megakrise mit ungewissem Ausgang zu tun haben.

Die Heilkraft der Kultur: Lösungsmöglichkeiten für kulturelle Krisen

„We live in a world where everything is connected. We can no longer think in terms of us and them when it comes to the consequences of the way we live. Today it's all about WE.“ (Gregg Braden)

Für Hoffnung, dass es auch wieder besser werden wird, gibt es eigentlich nur dann Anlass, wenn wir die Herausforderungen der gegenwärtigen Krisen und Probleme als Weckruf in Richtung Neuorientierung durch Rückbesinnung annehmen und die kulturelle sowie gesellschaftliche Spaltung überwinden. Nachhaltig werden Lösungen dabei jedoch nur unter der Voraussetzung sein, dass möglichst viele Menschen miteinander in Resonanz treten und Resonanz auch wieder zwischen Menschen und Natur entsteht. Falls weiterhin versucht wird, Lösungen aus der Krise auf der Grundlage der alten Antriebskräfte und gegeneinander zu entwickeln, wird dies wahrscheinlich dazu führen, dass es zwar einige Gewinner in und mit der Krise geben, dies aber auf Kosten von vielen Verlierern und einer tiefen Spaltung der Gesellschaft geschehen wird.

In der Corona-Krise haben Politik und Medien bisher keine rühmliche Rolle gespielt. Nach Peter Finke ist unsere politische Kultur Teil bzw. „Ausdruck der kulturellen Krise, in der wir tief stecken“. Auch die Rolle der Wissenschaften sowie der Institution Religion – vermeintliche Bereiche der Vernunft einerseits und der Verbundenheit andererseits – machen wenig Hoffnung, dass sie eine noch tiefere Spaltung der Gesellschaft verhindern und Menschen wieder Vertrauen sowie eine tragfähige gemeinsame Perspektive vermitteln können. Es bleibt eigentlich nur der gesamte Bereich der Kultur, der als verbleibende Domäne des Verbindenden (Lebensformen,

kulturelle Artefakte, Pflege der Künste) eine weitere Erosion der Gesellschaft verhindern kann.

Warum ist Kultur gerade jetzt so wichtig und wie kann sie zu einer Lösung der Probleme beitragen? Kultur ist etwas, das grundsätzlich im Plural gedacht werden muss, denn sie lebt wie die Natur durch Vielfalt. Über Zeit und Raum gibt es unterschiedliche Kulturen. Kultur kann daher sowohl trennend als auch verbindend zwischen Menschen wirken. Kultur ist mit Ausdrucksmitteln wie Sprache und Bild sowie mit Kommunikation und grundlegenden Werten von Gemeinschaften verknüpft. Kultur stiftet Orientierung und Sinn gerade in Notsituationen. Kultur bringt Menschen zusammen, unterhält sie, entfacht den Geist des Schönen und des Spielerischen und gibt Impulse für Resonanzenerfahrungen. Kultur bedeutet Entschleunigung und Zweckfreiheit. Sie ist daher mit den Antriebskräften der Spätmoderne in keiner Weise kompatibel. Als Nachhall wirkt sie aber weiter und kann in autoritären Gesellschaften eine subversive Kraft entwickeln. Gerade deswegen ist sie vielleicht das geeignete Mittel, um eine kranke Gesellschaft zu heilen, sie wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen, einander widerstrebende Kräfte zu versöhnen und damit Spaltung zu überwinden. Kultur ist ein Wesensmerkmal von Gemeinschaften und ohne Kultur sind Gemeinschaften auf Dauer nicht lebensfähig. Kultur entsteht in der Begegnung und sie ermöglicht gemeinsame Erfahrungen, ist aber auch für jeden Einzelnen Quelle für Muße, Entfaltung und Selbstvergessenheit. Sie ist schließlich Impuls für Heilung und daher gerade in epidemischen Zeiten unverzichtbar.

Kultur als das „dritte Immunsystem“

„Die Künste liefern Bilder, Töne, Texte, Gesten und Gefühle, die nicht nur für einen Moment auszuweichen erlauben, nicht nur im besten Sinne des Wortes auf eine im Moment befreiende Weise unterhalten, sondern die eine Zeit geben, eine Zeit schaffen, in der die Kommunikation zwischen Mensch und Gesellschaft eine neue Balance finden kann.“ (Dirk Baecker)

Kultur, Bildung und Gesundheit hängen eng miteinander zusammen. Auch die Corona-Krise zeigt, dass sogenannte „bildungsferne“ Gruppen eine größere Last an Krankheit und Leid in jeder Hinsicht zu tragen haben. Es ist daher keineswegs übertrieben, der Kultur eine Hygienefunktion sowohl im Hinblick auf Körperhygiene als auch hinsichtlich der Psychohygiene zuzusprechen.

In Anlehnung an Dirk Baecker kann der grundlegende Beitrag von Kultur im Rahmen der Corona-Krise zunächst darin gesehen werden, „dass sie es uns erlaubt und auch darin ermutigt, uns einigermaßen gesittet zu benehmen“. Kultur bedeutet in diesem Zusammenhang, dass wir eine verlässliche Grundlage für die Begegnung im Gespräch haben, dass wir uns gemeinsam über geeignete Maßnahmen der Problemlösung verständigen können.

Darüber hinaus sieht Baecker eine besonders wichtige Funktion der Kultur bei den Künsten, d.h. Musik, Theater, Tanz, Literatur etc.: „Diese Art von Kultur tröstet, stärkt das Gemüt und hilft dabei, mit unklaren, uneindeutigen, vielleicht auch verwirrenden Sachverhalten zurande zu kommen“. Das Publikum kann sich dabei zurücklehnen und „die eigenen Gedanken und Empfindungen sich entfalten lassen, prüfen und weiterentwickeln“. Künste versteht Baecker daher als eine Art Pausentaste, die es auch in Krisenzeiten gestattet, „den Betrieb anzuhalten, der eigenen Ungeduld und Unruhe einen Riegel vorzuschieben und Zeit für die Reflexion zu gewinnen“.

Der Beitrag der Künste zur Krisenbewältigung kann gar nicht überschätzt werden, denn sie bieten die Möglichkeit, zu reflektieren über das was geschieht und über neue Erfahrungen nachzudenken, Visionen zu entwickeln. Sie sind für Dirk Baecker eine Bühne „das Unverständliche, Unanschauliche, Ungreifbare“ sowohl auszudrücken als auch zu deuten und einzuordnen. Sie können „primäre Reaktionen der Angst, des Trotzes und der Gleichgültigkeit“ auffangen. Kultur bildet damit – so Baecker – das „dritte Immunsystem“ einer Gesellschaft. Sie stärkt „das Immunsystem der Gesellschaft im Umgang mit dem Virus und im Umgang mit dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Virus (also auch im Umgang der Gesellschaft mit sich selbst)“. Allerdings kann es – wie bei jedem Immunsystem – zu „überschüssigen Immunreaktionen“ kommen. Die Dosis muss passen, so dass sich ein neues Gleichgewicht wieder einstellen kann.

Kultur des Vertrauens

„Für die gesunde Entwicklung trotz der oder mit den Viren ist weniger der Zwangsmaßnahmenkatalog einer Regierung entscheidend als vielmehr das Verhalten der Bürgerinnen.“ (Theodor Petzold)

Eine erfolgreiche und nachhaltige Bewältigung von Epidemien gelingt am besten dann, wenn Maßnahmen und Interventionen mit und nicht gegen Menschen erfolgen. Nur wenn Betroffene als Subjekte einbezogen werden, können sie in die Selbstwirksamkeit kommen, die Bedingung für Erfolg und nachhaltige Lösungen ist. Entscheidend – so Theodor Petzold, ein Vorreiter einer salutogenen Medizin – ist das Verhalten der Menschen. Gerade in Krisenzeiten sei eine freiwillige und partnerschaftliche Kooperation wirksamer als eine „einseitige zwangsweise Top-down-Kooperation, wie z.B. beim Militär. Diese ist sehr stressig und kann deshalb nur kurzfristig funktionieren und nicht kokreativ zu neuen Lösungen führen“.

In der aktuellen Corona-Krise scheint ein Teil der Politik allerdings – so Petzold – kaum Vertrauen in die Eigenverantwortung der Bürgerinnen zu haben, was aber Grundlage für jedwede Kooperation ist: „Wenn die Regierung, Virologinnen und andere Verantwortliche kein Vertrauen in die Menschen haben und nicht auf diese eingehen, sondern diese nur noch als statistische Größen in ihren epidemiologischen Zahlenspielen vorkommen, schwindet reaktiv die Kooperationsbereitschaft und auch das Vertrauen der Menschen in die verantwortlich Mächtigen. Dies ist ein ganz normaler, sowohl individual- als auch massen-psycho-logischer Vorgang im Rahmen menschlicher Kooperation“. Petzold postuliert, dass „eine gelingende menschliche Kooperation“ zweierlei benötigt: Erstens eine auf Vertrauen basierende Haltung und zweitens eine Kommunikation, die auf den Kooperationspartner eingeht, gemeinsame Ziele benennt, Rollen klärt und Austausch darüber ermöglicht, wenn jemand Hilfe braucht.

Spaltung und Diskursunfähigkeit

„Die größte Gefahr von Covid-19 ist wirtschaftlich und politisch, nicht medizinisch.“ (Yval Noah Harari)

Werden Menschen nicht wie autonome Individuen behandelt, so können gegenseitiges Vertrauen, Kooperationsbereitschaft und Selbstwirksamkeit nur eingeschränkt gelingen. Spaltung und Lagerbildung in der Gesellschaft sowie abnehmende

Loyalität gegenüber Staat, Medizin und Wissenschaft können die Folge sein. Wechselseitige Diskursverweigerung führt zur Unfähigkeit miteinander zu reden, zu Sprachlosigkeit und fördert schließlich die Gewaltbereitschaft.

Angesicht der jüngsten Erfahrungen in der Corona-Krise stellen sich vor diesem Hintergrund viele Fragen, die einer Antwort harren: Wie ist es möglich, dass humanistisch gebildete und in einer Demokratie aufgewachsene Menschen nicht mehr in den Dialog treten, Andersdenkende als „Schwurbler“ beschimpft oder mit despektierlichen Wörtern ausgegrenzt werden? Warum können Feindbilder sich so rasend schnell verbreiten, die im Endeffekt dazu führen, dass dem jeweils anderen die Menschlichkeit abgesprochen wird?

Grund für die Unfähigkeit miteinander zu reden kann ein fest verwurzeltes Narrativ sein, das wie eine Art Ideologie dazu führt, dass die Betroffenen erst gar nicht mehr auf der Sachebene miteinander sprechen können. Allein der Versuch einer Verständigung wird bereits im Vorfeld unterbunden. Denn Ideologie ist – vereinfacht ausgedrückt – so etwas wie eine Weltanschauung mit einem absoluten Wahrheitsanspruch, ohne Offenheit und ohne jede Toleranz, davon abzuweichen und anderes zu dulden. Von diesem Dogma ist die Mehrzahl der Beteiligten aber zutiefst überzeugt. Grundannahmen und mögliche Konsequenzen werden nicht mehr hinterfragt, es entstehen ideologisch gefärbte Normen und Werte. Dabei ergibt sich Ideologie direkt aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, so dass die Gedanken der Mächtigen auch die herrschenden Gedanken der Gesellschaft insgesamt werden. Ideologie ist daher notwendigerweise „falsches Bewusstsein“, d.h. sie ist nicht objektiv, sondern sie vereinfacht und verfälscht die Wirklichkeit. Dort, wo Ideologie im Spiel ist, werden andere Deutungen nicht mehr zugelassen bzw. tabuisiert.

Im Hinblick auf Corona haben wir es anscheinend mit einer sehr infektiösen und wirkmächtigen Ideologie zu tun, da bestimmte Grundannahmen nicht mehr hinterfragt oder angezweifelt werden (dürfen). Wer das dennoch tut wird zu einem Tabubrecher und gerät in Gefahr, ausgeschlossen zu werden: er oder sie gehört dann nicht mehr dazu, wird sozusagen selbst tabu und damit vogelfrei. Hier zeigt sich, dass Ideologie auch etwas zutiefst Emotionales ist. Sind Menschen erst einmal in eine ideologische Falle getappt, so sind Ansprache und Zugang auf rationaler bzw. kortikaler Ebene fast nicht mehr möglich. Das subkortikal gelegene Emotionssystem, der eigentliche Taktgeber im Umgang mit der Innen- und Außenwelt, gerät in eine Starre. Durch gleichbleibende Reize aus der Umgebung (Zahlen und Modellierungen, Narrative und Bilder in den Medien, Erfahrungen aus der eigenen Lebenswelt etc.) wird diese Starre immer wieder neu befeuert. Als Ergebnis sind betroffene Menschen kaum noch reflexionsfähig – echte Gespräche können nicht mehr stattfinden.

Der amerikanische Neurowissenschaftler Stephan Porges hat in seiner Polyvagaltheorie gezeigt, dass Menschen in einem solchen Zustand der Starre nicht mehr in der Lage sind, in das „social engagement system“ zu gelangen, womit er einen Zustand meint, in dem Sicherheit, gelingende Kommunikation, ein voneinander Lernen und ein friedvolles Miteinander möglich sind. Starre ist somit eng verbunden mit dem, was wir Trauma nennen: Betroffene ziehen sich in ihren „Notschutzbunker“ zurück und lassen nichts mehr an sich heran.

Ändern kann sich dies erst, wenn der akute Erregungszustand im Emotionssystem abklingt. Dies könnte einerseits durch eine (objektive) Abschwächung der

epidemischen Lage und ein Ausklingen der politisch und medial geförderten Panik und Hysterie gelingen; andererseits aber auch durch eine tiefgehende Heilung der betroffenen Emotionen (vor allem Angst) bei den Betroffenen, die eine Veränderung der (subjektiven) Sicht auf die vermeintlichen Bedrohungen ermöglicht.

In dem Maße, in dem Angst sowie Gefühle der Bedrohung und Frustration nachlassen, können Vertrauen und Selbstwirksamkeit wieder zunehmen – eine Ansprechbarkeit auf der rationalen Ebene würde in Folge wieder möglich. Ob dies gelingen kann, hängt von der Resilienz des Einzelnen und der Gesellschaft ab und kann durch Kultur befördert werden. In der aktuellen Situation stellen sich allerdings die Frage, ob es individueller und gesellschaftlicher Traumatherapien bedarf und wie solche aussehen könnten. Bereits entstandene Wunden müssen geheilt werden, damit ein Miteinander wieder möglich wird. Wie können eine ideologisch erkrankte Gesellschaft und ihre verstörten Mitglieder überhaupt erreicht werden? Durch Politik, Medien, Religion und Wissenschaft ist dies bislang leider nicht gelungen. Brauchen wir eine Kulturheilkunde als eine neue Medizin, die die erkrankte Kultur mit dem Mittel der Kultur heilt?

Kultur als Brücke?

„Bilden wir alle eine strahlende LICHT-LIEBE-KORONA um die Erde, die die Wahrheit ans Licht bringt und die Herzen der Menschen und ihren Verstand heilt.“ (Markus Stockhausen)

Wenn die Diskursfähigkeit in Wissenschaft und Gesellschaft in Frage gestellt ist und Gespräche zwischen den verschiedenen Gruppen einer gespaltenen Gesellschaft nicht mehr möglich sind, bleiben glücklicherweise noch die Kultur und vor allem die Künste, die trotzdem etwas ausdrücken und dadurch auch verändern können. Ein Beispiel sei hier berichtet.

Matthias Buß und Wolfgang Schmiedt haben im Oktober 2021 in der Petrikirche in Rostock in Form einer Inszenierung des Romans „Corpus Delicti“ von Juli Zeh einen vielversprechenden Versuch unternommen. Der 2009 erschienene Roman handelt von einer „Gesundheitsdiktatur“ in naher Zukunft und enthält Parallelen zur aktuellen pandemischen Situation. Die Intention des Rostocker Projektes bestand darin, einen Beitrag dafür zu leisten, „dass wir uns als Gesellschaft nicht weiter spalten, sondern über den Austausch wieder mehr Gemeinsamkeiten als Trennlinien sehen“. Die Inszenierung erstreckte sich über drei Abende und drei verschiedene Räume in der Petrikirche. Es bildete sich ein Spannungsfeld zwischen drei grundlegenden Werten: *Sanitas* (Gesundheit und Menschenbild), *Libertas* (Freiheit und Verantwortung) und *Securitas* (Sicherheit und Vertrauen). Das Publikum wurde zunächst zur szenischen Lesung aus „Corpus Delicti“ eingeladen, wobei jeder Abend eine andere Sicht auf die im Fokus des Romans stehende Vision einer Gesundheitsdiktatur einbrachte. Den Abschluss bildeten moderierte Gesprächsrunden, an denen das Publikum und jeweils wechselnde Experten teilnahmen. Gemeinsam mit ihnen erhielten die Teilnehmer eines jeden Abend die Aufgabe, einen Minimalkonsens zu formulieren. Parallelen zu aktuellen Entwicklungen konnten so zutage treten und machten für alle Beteiligten spürbar, dass die Omnipräsenz des Themenfeldes Krankheit – Gesundheit die gesellschaftliche Gesprächsfähigkeit negativ beeinflussen kann. Intendiert war „das Betrachten gleicher Dinge aus verschiedenen Perspektiven, die aber nicht als solche stehenbleiben, sondern miteinander in den Austausch treten – um sich darüber besser zu verstehen und wieder anzunähern“.

Durch dieses behutsame Vorgehen an einem sicheren Ort und in einem förderlichen Kontext sind Aussöhnung und Heilung vielleicht noch möglich. Das Fazit der Premiere in Rostock war jedenfalls positiv. In einem Bericht der Ostsee-Zeitung hieß es: „Einander zuhören und, wenn es gut läuft, miteinander ins Gespräch kommen – mehr konnten diese drei Abende nicht leisten, aber das war schon eine ganze Menge“. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Versuch auch an anderen Orten wiederholt und fortgeführt wird.

Interessanterweise hat die Weltgesundheitsorganisation im November 2019, d.h. kurz vor der Pandemie, auf der Grundlage von 962 Studien die Evidenz von Kunst und Kultur für Gesundheit und Wohlergehen aufgezeigt sowie Maßnahmen empfohlen. Daher soll nicht unerwähnt bleiben, dass in gleicher Weise, in der Kunst und Kultur Gesundheit und Wohlergehen fördern können, die Nicht-Teilhabe an Kultur ein größeres Risiko zu erkranken impliziert bzw. den Prozess der Heilung erschweren kann. Der wichtige Beitrag von Kultur für Gesundheit und Wohlergehen wird sichtbar, wenn der Zugang zu ihr begrenzt oder sogar versperrt ist. Die im Rahmen der Pandemie durch die Politik verfügbaren Maßnahmen verursachen Leid nicht nur für die Kulturschaffenden, sondern für alle Menschen – gerade auch für Kranke, Schwache und Alte. Die medizinische Fachzeitschrift *British Medical Journal* veröffentlichte 2019 – also noch vor der Pandemie – eine Studie, in der nachgewiesen wird, dass Teilhabe an Kultur gesundheitsfördernd ist und lebensverlängernd wirkt: Wer mehr als zweimal im Jahr an einem Kulturereignis teilnahm verminderte gemäß der Studie sein Sterberisiko um 31 %. Resonanzenerfahrungen, Freude und Selbstvergessenheit sowie die Verbundenheit mit anderen Menschen durch kulturelle Erlebnisse sind unverzichtbar. Kulturheilkunde ist ein Gebot der Stunde.

Kultur als Menschlichkeit: Ein Exkurs zur „Kunst des Verstehens“

„Shitstorms, Cancel Culture, gesellschaftliche Spaltung: Haben wir verlernt, uns zu verstehen? Und was können wir dagegen tun? Antworten finden sich bei Hans-Georg Gadamer, dem Philosophen der Hermeneutik – der Kunst des Verstehens.“ (Deutschlandfunk Kultur vom 6. September 2020 zum Thema „Von der Kunst zu verstehen“)

Der Philosoph Hans-Georg Gadamer wird gerne mit einem Satz zitiert, der sein Denken zu einer „Kunst des Verstehens“ sehr gut zum Ausdruck bringt: „Ein gebildeter Mensch ist ein Mensch, der mit den Gedanken des anderen mitgehen kann.“ Und gebildet ist ein Mensch – so Gadamer – wenn er „seine Selbstliebe überwinden“ kann, „sodass er hört, was der andere sagen will“.

Gründe dafür, warum Gespräche in Zeiten von Corona, nicht gelingen, sind bereits genannt worden. Ich möchte abschließend noch eigene – für mich schmerzliche – Erfahrungen zu meinen Bemühungen einer Aussöhnung zwischen den verhärteten Seiten in der Corona-Krise hinzufügen. Nicht um anzuklagen, sondern um besser zu verstehen, was in den Köpfen von Menschen vor sich geht, die Aussöhnung aus dem einen oder anderen Grund ablehnen. Eine Lösung versuche ich dann in Anlehnung an Charles Eisenstein und Hans-Georg Gadamer zu finden.

Die interdisziplinäre und internationale Autorengruppe „Coronaaussöhnung“, deren Mitglied ich bin, ging im Sommer 2021 mit einem Text an die Öffentlichkeit, der sich als Beitrag zur Überwindung der Spaltung versteht und unter dem Titel „COVID-19

ins Verhältnis setzen. Alternativen zu Lockdown und Laufenlassen“ zu Gesprächen einladen wollte. Ich verteilte das Dokument an Freunde und Bekannte. Schon wegen der Präambel unseres Textes war ich mir sicher, dass der Text auf wohlwollendes Interesse und Unterstützung stoßen werde. Wörtlich heißt es im Text:

„Wir möchten mit unseren Ausführungen zur Corona-Krise einen Beitrag zur Überwindung der aktuellen gesellschaftlichen Spaltung erbringen. Unser Ziel ist ein wertschätzender, sachlicher und pluraler Diskurs, der alle Perspektiven, Betroffenheiten und großen Gesundheitsgefahren einschließlich der Folgen der aktuellen Corona-Maßnahmen gleichberechtigt in den Blick nimmt. Wir streben an, dass öffentliche Aufmerksamkeit und Mitgefühl allen Betroffenen zuteil wird: Menschen, die selbst oder deren Angehörige von Covid-19 betroffen sind; Menschen, die von anderen Krankheiten und Gesundheitsgefahren betroffen sind; und Menschen, deren Gesundheit und Leben negativ von den aktuellen Corona-Maßnahmen betroffen sind. Erst wenn alle Facetten des Gesamtbildes sichtbar sind, kann eine sinnvolle Einschätzung der Krisenlage getroffen, Empathie füreinander entwickelt und ein verhältnismäßiger Umgang mit der Pandemie gefunden werden“.

Neben vielen positiven Reaktionen erhielt ich – zu meinem eigenen Erstaunen – auch ablehnende Antworten und sogar Beschimpfungen – teilweise nicht einmal direkt an mich, sondern an Dritte gerichtet – über mich und den Text das Urteil sprechend. Durch diese negativen Reaktionen spürte ich auf sehr unangenehme Weise, dass ich in Schubkästchen eingeordnet und mir von vornherein eine gute Absicht aberkannt wurde. Auch die Sprache und die Rhetorik der Reaktionen zeigten mir eine latente Aggressivität und eine Haltung, die davon ausging, dass es nur eine Wahrheit geben kann und diese mit der des mich Kritisierenden identisch sein müsse.

Nachdem meine erste Erregung abgeklungen war, erinnerte ich mich an eine – aus Philosophie und Rhetorik stammende – Haltung, die für das Gelingen von Gesprächen hilfreich ist: Das *Principle of charity* bzw. die *Charitable interpretation* („Prinzip der wohlwollenden Interpretation“). Dieses Prinzip dient als eine Art Korrektiv gegen eine vorschnelle Ablehnung, Einordnung oder Entwertung von Aussagen anderer Menschen, die nicht in das eigene Weltbild passen. Man unterstellt dem anderen dabei keine unlauteren Absichten, sondern versucht ihn und sein Anliegen sowie seine Beweggründe zu verstehen; man bemüht sich, eine gemeinsame Basis zu finden. Ein wichtiger Teil dieser Haltung ist nicht zuletzt Empathie dem anderen gegenüber, d.h. das sich Hineinfühlen und Hineindenken in seine Lebenswelt sowie in seine Beweggründe, seine Interessen und seine Gefühle.

Auf diese Weise versuchte ich den Grund für die aus meiner Sicht überzogenen Reaktionen nachzuempfinden. Dabei spürte ich, dass der beanstandete Text – möglicherweise – ein bis dato kohärentes Weltbild zu zerstören drohte. Ein Weltbild gar, das vielleicht nicht ohne Mühe in einer Zeit der Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität (VUCA-World) erhalten geblieben war und das es zu schützen galt, da man ansonsten ohne ein verlässliches Weltbild blieb bzw. etwas Neues hätte erschaffen müssen. In solchen Situationen bringt das Etablieren von Tabus Entlastung und verhindert weitere Diskurse. Es werden Grenzen gesetzt, die Welt wird in „wir“ und „die anderen“ unterteilt und es wird festgelegt, was sich gehört und was nicht.

Ich fühlte also, dass der durch mich verbreitete Text eine noch vorhandene Idylle in einer rauen Welt einiger Leser gefährdete, ja sogar zu zerstören drohte. War ihre

brüske Zurückweisung meines Anliegens vielleicht eine Art Selbstschutz, um nicht selbst die Orientierung in dieser Zeit größter Unsicherheit zu verlieren? Zunehmend sah ich konkrete Menschen mit einem Namen und einem Gesicht sowie mit einer eigenen Geschichte. Ich verstand Person X in ihrer Sorge und in ihren Ängsten, ja sogar in ihrer Wut, die an einigen Stellen sprachlich sehr scharf zum Ausdruck gekommen war und mich zunächst verletzt und irritiert hatte. Ich kann Person X dies zwar verzeihen, aber ich wünsche mir auch, dass Person X mich in meinen Sorgen und Ängsten zu verstehen versucht, so dass sie Aussagen in dem genannten Text als eine (neue) Möglichkeit des Verstehens zumindest in Erwägung ziehen kann. So wie ich es umgekehrt natürlich auch tue.

Wenn ich mit einer solchen Haltung und mit wirklicher Empathie kommuniziere, komme ich erst gar nicht in Versuchung, den mir zugeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Im Rahmen der „Kunst des Verstehens“ und der „gewaltfreien Kommunikation“ bin ich auch unter widrigen Umständen dazu bereit und fähig, auf der Grundlage gegenseitigen Respekts zu handeln und zu kommunizieren. Ich respektiere den anderen ohne jede Bedingung als jemanden, der in gleicher Weise wie ich selbst ein Mensch ist mit Ängsten, Bedürfnissen und Widersprüchlichkeiten. Ich respektiere ihn als jemanden, der trotz seiner Aggressivität mir gegenüber etwas zu sagen und beizutragen hat.

Aber was passiert, wenn der andere mich nicht in gleicher Weise respektiert und eine Situation sich zuspitzt? Charles Eisenstein fordert vor allem in solchen Fällen dazu auf, dass wir niemanden entmenschlichen und uns davor bewahren, den eigenen Schatten auf vermeintliche „Unmenschen“ zu projizieren. Das Konzept des „Unmenschen“ ist lediglich – so Eisenstein – das Produkt eines Hollywood-Mythos vom Bösen und lässt völlig unberücksichtigt, dass jeder Mensch seine eigenen Beweggründe für das hat, was er tut, sagt und denkt bzw. unterlässt. Ein Mensch kann Böses tun, wird aber nie zum „Unmenschen“. Alle Menschen sind und bleiben miteinander verbunden. Hier beginnt freilich eine spirituelle Dimension, auf die abschließend noch eingegangen werden soll.

Der buddhistische Mönch Thích Nhất Hạnh hat den Begriff „Interbeing“ geprägt, der nur schwer ins Deutsche zu übersetzen ist. Er meint damit, dass alles miteinander verwoben ist, dass jedes Phänomen in ein großes Ganzes eingebettet und mehrdimensional bedingt ist, dass alles ein „bedingtes Entstehen“ ist. In seinem Gedicht „Bitte nenne mich bei meinen wahren Namen“ macht Thích Nhất Hạnh deutlich, was Interbeing im Großen und im Kleinen der Welt bedeuten kann. Eisenstein hat davon ausgehend neun „Principles of the Story of Interbeing“ formuliert, die gut dabei helfen können, das Gefühl des Getrenntseins zu überwinden, den anderen in seiner Menschlichkeit wahrzunehmen und aus einer inneren Haltung zu ihm zu sprechen, die eine wirkliche Begegnung ermöglicht. Spürt der andere, dass ich seine Menschlichkeit nicht in Frage stelle, so fühlt er sich gefühlt. Nach Daniel Siegel bedeutet dieses Gefühl, dass ich vom anderen gefühlt werde Resonanz. Resonanz aber ist die beste Voraussetzung dafür, dass etwas nicht weiter eskaliert.

Vor dem Hintergrund der Begriffe Interbeing und Resonanz kann Kultur bzw. das Kulturelle auch einfach *Menschlichkeit* und *Nächstenliebe* bedeuten, so wie es in der Tradition des Ubuntu, einer Lebensphilosophie im südlichen Afrika, vermittelt wird. Ubuntu soll zum Ausdruck bringen, dass man selber Teil eines Ganzen ist, Menschlichkeit gegenüber anderen Grundlage jeder Handlung ist. Aus der Xhosa-Kultur gibt

es den Hinweis, dass Ubuntu für eine ganz grundlegende Erkenntnis steht: „Ich bin, weil du bist, und ich kann nur sein, wenn du bist“.

Aber leider ist die Welt, gerade jetzt, ja nicht so, wie wir sie uns wünschen. Ist diese Lebensphilosophie des Ubuntu nicht lebensfremd? Was geschieht denn, wenn jemand sich nicht daran hält? Dazu ein Bericht zu einer erstaunlichen (therapeutischen) Intervention aus dem Ubuntu:

„Ein afrikanischer Stamm nimmt ein Stammesmitglied, das etwas verletzendes oder falsches getan hat, in die Mitte und erzählt ihm zwei Tage lang alles Gute, was er je getan hat. Sie glauben, dass jeder Mensch im Grunde gut ist und sich Sicherheit, Liebe, Frieden und Glück wünscht. Seine Missetat ist nur ein Hilferuf. Auf diese Weise verbinden sie ihn wieder mit seiner wahren Natur. Er kann erkennen, wie er sich von der Wahrheit vorübergehend getrennt hatte und sich wieder erinnern, wer er wirklich ist“. (newslichter)

Vielleicht wird so ein Teil unserer zukünftigen Arbeit aussehen, wenn wir Menschen wieder in eine Kultur integrieren, die sie verloren haben. Ich nenne es: angewandte Kulturheilkunde!

Wieder ins Gleichgewicht kommen

„Wenn Beschleunigung das Problem ist, dann ist Resonanz vielleicht die Lösung“ (Hartmut Rosa)

Kommen wir noch einmal zurück auf Empedokles These, dass Krankheit dann entsteht, wenn etwas aus dem Gleichgewicht geraten ist und Heilung die Wiederherstellung von Balance durch Ausgleich ist. Was bedeutet das für die Bewältigung der Corona-Krise?

Dass in der Spätmoderne vieles aus dem Gleichgewicht geraten ist, hat die Analyse ihrer Antriebskräfte gezeigt. Versucht Politik weiterhin die entstandenen Probleme mit den gleichen Mitteln zu lösen, die sie hervorgebracht haben, so wird sich der unheilvolle Problemzirkel weiter fortsetzen. Ein neues Gleichgewicht, das die Welt wieder zusammenhalten kann, lässt sich wohl nur herstellen, wenn wir zur Lösung neben dem wissenschaftlich-technischen Weltzugang noch ein Wissen nutzen, „das eben nicht Wissenschaft ist“. Gemeint ist damit – so der Philosoph Hans-Georg Gadamer – die Fähigkeit, sich auf das Wesen, auf den Eigensinn der Welt einzulassen, das „richtige Maß“ zu finden. Dieses „richtige Maß“, auf das es ankommt, ist aber gerade nicht „das Maß, mit dem wir messen, das wir an etwas herantragen. Sondern es ist das Maß, das das Seiende selber hat: das innere Maß einer Sache“.

Was dieses „innere Maß“ ist, lässt sich weder mit den Mitteln unserer Alltagssprache, noch mit den Mitteln der Wissenschaftssprachen ausdrücken. Dem Dichter Novalis ist es aber gelungen und er möge daher auch zu Wort kommen:

*Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freye Leben*

*Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.*

Damit wir einen solchen Zustand erreichen, bedarf es aber keiner Revolution. Wir brauchen vielmehr – wie Peter Finke es ausdrückt – einen kulturellen Wandel. Einen solchen kann jeder Einzelne praktizieren und unmittelbar damit beginnen. Dabei geht es um ein neues Denken und Handeln, das aus der Sackgasse der spätmodernen Antriebskräfte führt, die die Corona-Krise verursacht haben und weiterhin verschärft werden. Ein nachhaltiger kultureller Wandel kann nur „von unten“ kommen, wobei Kultur und insbesondere die Künste eine Vorreiterrolle spielen. Peter Finke hat mit deutlichen Worten festgestellt, dass die heutigen Machteliten den „Weg zu einer kulturellen Erneuerung, zur Rettung des irdischen Klimas wie unserer himmlischen Ideale“ nicht schaffen werden und vielleicht – so könnte man hinzufügen – auch gar nicht wollen. Er folgert daraus, dass „wir es selbst tun (müssen), beginnend bei den individuellen Graswurzeln des einzelnen Menschenlebens und fortgesetzt in kleinen, selbstorganisierten Gemeinschaften freier Bürger“.